

REDEN ÜBER DAS SCHWEIGEN



Gasthaus Steirer, Afling, Foto: J. J. Kucek



Gasthof Grabenmühle, Maria Lankowitz, Foto: J. J. Kucek



Gasthof Acham, Edelschrott, Foto: J. J. Kucek



Gasthaus Neuhäusl, Hirscheegg, Foto: J. J. Kucek

Das Grazer **Theater im Bahnhof** setzt sich mit dem **Gaststubentheater Gößnitz** ins Wirtshaus und entwickelt ein Stück. Der legendäre Roman „Die Wolfshaut“ von Hans Lebert soll dabei in die Jetztzeit geholt werden. **Tiz Schaffer** hat sich bei den ersten Proben umgesehen.

Man muss nicht in einem Dorf aufgewachsen sein, um sich dörfliche Enge vergegenwärtigen zu können – kaum Anonymität, soziale Kontrolle, bössartige Gerüchte. Auch muss man kein Kind der Nachkriegszeit gewesen sein, um sich vorstellen zu können, wie die Generation unserer Großväter mit dem Erbe des Nationalsozialismus umgegangen ist – bewusste oder unbewusste Verdrängung, mutwilliges Verschweigen, tiefe Scham. Man denke sich nun beides zusammen, male sich also das Aufeinandertreffen von Verdrängen und Verschweigen auf engstem sozialem Raum aus – eine unheilvolle Allianz.

Um den Marschbefehl der „Operation Wolfshaut“, einer Gemeinschaftsarbeit des Grazer Theater im Bahnhofs (TiB) und des Gaststubentheaters Gößnitz, sinngemäß deuten zu können, ist es nötig, zuerst die Folie auszubreiten, auf welcher dieses Stück entwickelt wurde: Es ist der Roman „Die Wolfshaut“ von Hans Lebert. Ein

grandioses Werk aus der Nachkriegszeit, das der österreichische Schriftsteller Karl-Markus Gauß in der Zeit einmal als den „düstersten Provinzroman vor Thomas Bernhard“ bezeichnete und Elfriede Jelinek als den „ersten radikal modernen Roman der österreichischen Nachkriegsliteratur.“ Aber auch schon bei seinem Erscheinen im Jahr 1960 fand „Die Wolfshaut“ prominente Bewunderer, etwa Heimito von Doderer. Allerdings war dem Roman und Lebert, der 1993 in Niederösterreich verstorben ist, nicht jener Erfolg beschied, der ihnen wohl zugestanden wäre. Erst die beiden Neuauflagen – eine im Jahr 1991, die andere 2008 – führten zu einer Neu-, respektive Wiederentdeckung.

In seiner Essenz ist „Die Wolfshaut“ nichts weniger als eine Parabel über Gut und Böse, über Schuld und Sühne. Der Roman spielt in einem fiktiven Bergdorf mit dem bezeichnenden Namen Schweigen. Es ist ein österreichisches Dorf, das durchaus in der Steiermark

verortet werden kann, man schreibt das Jahr 1952. Die einstigen Kriegsverbrecher haben ihren Platz in der Ortsgemeinschaft wieder gefunden. Der Alltag zwischen dörflicher Betriebsamkeit, Wirtshaus, Liebschaften und erbaulicher Naturszenarie kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Idylle brüchig ist. Mehr noch – ein dunkles Geheimnis aus der Vergangenheit, aus der Zeit des Nationalsozialismus, sucht seinen Weg an die Oberfläche.

Und es ist ein Außenseiter, der diesen Weg bereitet. Nach vielen Jahren kehrt der Matrose Johann Unfreund wieder in das Dorf zurück, wo sein Vater schon gelebt hat, und kommt einer schaurigen Wahrheit zu nahe. Die Dorfgemeinschaft begegnet ihm feindselig, er selbst möchte auch gar kein Teil mehr von ihr sein, bloß Misstrauen und Verdächtigungen schlagen ihm entgegen. Doch es sind nicht nur die Lebenden, die eine Atmosphäre der Beklemmung erzeugen, es sind auch die Toten aus der Vergangenheit, die einen unerträglichen Geruch der Verwesung über das Dorf legen. Als es unerwartet zu einem mysteriösen Todesfall kommt, dann noch ein Mord passiert, macht sich große Angst breit – und auch die Hingetrichteten aus einem vermeintlich bereits geschlossenen, dunklen Kapitel unserer Geschichte scheinen aus dem Orkus zu drängen.

„Was mich betrifft: ich hab' mich abgefunden, daß ich unter Mördern leben muß“, stellt der Matrose einmal desillusioniert fest. Und diese Geschichte, die eben nicht zuletzt von Mördern in einer Dorfgemeinschaft handelt, die erzählt Lebert sprachmächtig und stilistisch brillant, die Konstruktion ist nichts weniger als raffiniert. Zudem ist das Werk durchsetzt von groteskem Humor; und die 600 Seiten lesen sich so spannend wie ein Kriminalroman. „Doch die Übeltäter

werden keinem Richter zugeführt, zumindest keinem, der irdischen Ursprungs ist.“ „An den hiesigen Verhältnissen zerschellt jeder Ansatz zur Aufklärung“, schrieb der Germanist Klaus Kastberger. Nur unaufhörlicher Regen und Schnee und im Dunkeln verborgene Mächte scheinen Land und Leute in den hundert Tagen rund um den Jahreswechsel 1952/53 aufzuweichen.

So wie Lebert also vor dem Hintergrund des NS-Terrors nicht nur unmittelbar mit kollektiver Verdrängung abrechnet, sondern auch zu einer allgemein gültigen Betrachtung menschlichen Tuns und Handelns, zur *conditio humana*, vordringen will, so sucht ebenso die „Operation Wolfshaut“ das Wesen und die Funktionsweise des sozialen Räderwerks auf Basis des Romans für die Jetztzeit zu aktualisieren: Es geht um Zuschreibungen und Vorstellungen, die Stadt- und Landbewohner voneinander haben, um das, was man lieber nicht bespricht oder voneinander ausspricht, um Vorurteile und Ressentiments. Aufgezäumt entlang folgender Stückidee: Zwei Regisseurinnen aus der Stadt fassen den Plan, mit der örtlichen Theatergruppe von Gößnitz den Roman „Die Wolfshaut“ auf die Bühne zu bringen. Doch es prallen unterschiedliche Lebensrealitäten und nicht vereinbare künstlerische Auffassungen aufeinander. Das Vorhaben scheitert.

Wenigstens wurde der Prozess des Probens, die künstlerische wie auch die menschliche Annäherung und Auseinandersetzung auf Video dokumentiert, und es konnten zumindest einige Szenen aus dem Buch einstudiert werden. Und diese Exzerpte eines verunglückten Probenprozesses werden in eine Inszenierung eingebunden, die die Geschehnisse – eventuell in der Art eines „Probentagebuchs“,

„Und noch ein Slibowitz! Und noch ein Korn!“,

wie der Regisseur Ed Hauswirth vom TiB erklärt – mit begleitenden Erläuterungen wiedergibt. Man wird also erfahren, warum es nicht geklappt hat, was passiert ist, dass das ursprünglich geplante Stück nicht umgesetzt werden konnte. Dass Theatermenschen aus der Stadt auf jene aus der Provinz nicht bloß im Plot des Stückes aufeinander treffen, sondern auch in der Realität, verleiht der „Operation Wolfshaut“ eine zusätzliche Brisanz.

Allerdings ist es nicht das erste Mal, dass Hauswirth mit den Gößnitzern zusammenarbeitet. Seit mehr als zehn Jahren werden immer wieder gemeinsam Produktionen erarbeitet. Eine der letzten war etwa „Wildwochen“ im Jahr 2010, schon damals ging es um „undurchsichtige Intrigen und Gaunereien im ländlichen Dorfleben.“ Es ist also kein unbekanntes Terrain, auf dem hier gemeinsam – im wahrsten Sinne des Wortes – gezimmert wird. Das Stück ist als *work in progress* angelegt. Die gemeinsam verbrachten Tage, die Proben, das filmische Material, die Versuchsanordnungen – das alles wird am Ende des Tages in einen Abend münden, an dem nicht mit einer eng geführten Teildramatisierung eines Romans gerechnet werden darf. Es heißt, wo gehobelt wird, da fallen Späne. Aber nicht der in die Zwingen geschraubte Klotz steht im Fokus, sondern die Späne, die bei seiner Bearbeitung abfallen.

Aufführungen des TiB leben immer auch vom Bruch mit den Konventionen, von der Kultivierung eines Charmes des vermeintlich Hingeworfenen. Die Gößnitzer stehen für ambitioniertes Amateurtheater, das sie gerne „ungewöhnlich und sozialkritisch“ verankern. Das Gaststübentheater wurde 1990 für eine einmalige Aktion ins Leben gerufen, dann erst wieder um die Jahrtausendwende neu gegründet. Stets sei man auf Themen bedacht, die zwar im herkömmlichen Bauerntheater wenig zu suchen haben, dennoch aber „nah am Volk sind“, wie Eva Maria Krammer vom Gaststübentheater betont. Und die „Operation Wolfshaut“ wird wohl die bislang gewagteste Arbeit sein, die sie ihrem Publikum antragen. Ohne dass sie dabei aber in eine Ecke gedrängt werden, in der sie gar nicht stehen wollen. Denn die Laiengruppe, die mit dem Theaterbegriff hochnäsiger Regisseurinnen aus der Stadt nicht mitkann, diese Rolle haben sie nur im Stück inne. Als Hauswirth allerdings vor vielen Jahren zur Truppe gestoßen ist, hat es schon hin und wieder „gerasselt“, erinnert sich Krammer. Offen wurde es nicht ausgesprochen, aber mitunter hat sie von ihren Kollegen hören müssen: „Das ist ein schöner Blödsinn.“ Um das Stück aufzuführen, hätte man wohl keine besseren Orte finden können als jene vier Landgasthäuser in der weststeirischen Provinz in der Nähe von Köflach – wie etwa das prächtig auf einem Bergrücken hingeseetzte Gasthaus Neuhäusl in Hirschegg, wo die Einheimischen noch in der Küche zusammensitzen. Nicht nur weil es angestammte Spielorte des Gaststübentheaters Gößnitz sind, sondern weil das Wirtshaus per se, so wie im Roman, ein Ort der Zusammenführung, des Austausches und mitunter auch der Konspiration ist. Im Sommer probten das TiB und das Gaststübentheater Gößnitz im Gasthof Acham in Edelschrott eine Szene des Romans, die in der Vorlage im Dorfgasthaus „Zur Traube“ spielt. Die dialektgefärbte

Sprache der Gößnitzer Schauspieler, die Atmosphäre längst vergangener Jahrzehnte, die in einem Landgasthof wie dem Acham heute noch vorherrscht, die dörfliche Umgebung: Sie geben jene Bilder und Vorstellungen gut wieder, die eine Lektüre von Leberts Roman hervorruft.

Diese Szene, die nach den aus der Erzählung freigezeichneten Originaldialogen im Gasthof Acham einstudiert wurde, wird auch zur Aufführung kommen. Die Dorfbewohner stecken ihre Köpfe zusammen, um eine Lösung zu finden, wie man nun dem Mörder, der unschuldige Matrose wird verdächtigt, habhaft werden könnte. Bedenklicher Weise sitzt der wahre Übeltäter unter ihnen; nicht zuletzt wird auch deutlich, wie bedrohlich die Vergangenheit noch immer die damalige Gegenwart überschattet.

Franz Zotter: Wenn ich die Gendermarie wär ...

Tischler: Dann tätest uns alle einsperren.

Franz Zotter: Ich wüsst' schon, welchen ich einsperren tät'. Aber leider hat man ja nichts mitzureden.

Franz Zopf: Wo ist denn der Habicht? Ich möcht', dass er sich anhört, was hier diskutiert wird.

Hilfsgendarm Schober: Der hat zu tun. Der hat jetzt bestimmt keine Zeit, im Wirtshaus zu hocken.

Forstadjunkt Strauß: Aber du hast Zeit!!

Tischler: So, so! Was tut er denn da?!

Hilfsgendarm Schober: Es gibt allerhand zu tun!

Franz Zopf: Aber getan wird nichts.

Habergeier: Weit hab'n mir's 'bracht, mit unserer Demokratie.

Kellnerin: Vier Krügel Bier – drei Slibowitz – zwei Korn!

Rotschädel: A eiserner Besen müaßt her! Ös alle miteinander g'hörets aufg'hängt!

Tischler: Du willst mi aufhängen?

Franz Zotter: So hat er's doch gar nicht g'meint!

Rosenhofbauer: Was hat er g'sagt?

Ferdinand Schmuck: Wir alle g'höreten aufg'hängt.

Habergeier: Das ist die „Kollektivschuld“, von der man nach dem Krieg so viel gehört hat.

Kellnerin: Drei Bier. Ein Viertel Roten für den Herrn Siebert!

Bäckermeister Hackl: Was für eine Kollektivschuld? Hn? – Mir scheint, du bringst die Sachen durcheinand'.

Rotschädel: Feig seids es g'wesen. Verstehst!?! – Arschlöcher seids es! Koa Wunder, dass d'Mörder iazt frei umandlaffen derfen dahier!!

Forstadjunkt Strauß: Es erhebt sich die Frage, wofür diese Exekutive überhaupt da ist. Da läuft jetzt so ein Mörder frei herum. Beim Begräbnis seines Opfers schaut er zu. Jeder kennt ihn; jeder weiß: der ist der Mörder. Nur die Herrn Gendarmen wissen nichts.

Bäckermeister Hackl: Ach so? Euch ist der Mörder schon bekannt. Ihr wisst schon alle, wer der Mörder ist?

Hilfsgendarm Schober: Ja, die wissen alle mehr als wir. Wir suchen die ganze Gegend ab; wir rennen jeder noch so kleinen Spur nach; und die – die sitzen im Wirtshaus beisammen, die heben nicht ein einziges Mal ihren Hintern, und die haben alle schon heraußen, was wir von der Gendarmerie noch nicht einmal ahnen.

Habergeier: Das ist selbstverständlich ein Blödsinn. Man kann nicht einfach sagen: der ist der Mörder. Man kann Witterung aufnehmen, gell ja! Man kann eine Spur verfolgen, gell ja! Und Obacht geben, gell ja, wie auf dem Anstand! Aber man kann doch nicht hergehen und einfach etwas behaupten, was man niemals nicht beweisen könnte, gell ja! – Beweise müssen erst her! Darauf kommt's an!

Rosenhofbauer: Was hat er g'sagt?

Ferdinand Schmuck: Beweise müssen erst her!

Rotschädel: Beweise gibt es nicht. Er hat nicht die geringste Spur hinterlassen, verstehst!?! Der ist mit Scharfsinn vorgegangen, verstehst!?! Den wird man niemals überführen können.

Kellnerin: Und noch ein Slibowitz! Und noch ein Korn! Und dann Zigaretten und Wein für Rotschädel Vinzenz.

Habergeier: Sauf nicht!

Rotschädel: Jawohl, Herr Ortsgruppenleiter!

Ukrutnik: Man sollt' halt die Todesstrafe wieder einführen ...

Rosenhofbauer: Was hat er g'sagt?

Schmuck: Er wird die Todesstrafe wieder einführen!!!

Zopf: Ich schlag' halt vor, wir gehen am Mittwoch zum Habicht hinauf und verlangen, dass er den Matrosen festnimmt.

Das Grazer Theater im Bahnhof ist das größte professionelle freie Theaterensemble Österreichs, versteht sich als zeitgenössisches Volkstheater und war zuletzt 2012 mit frühmorgendlichen „Daybreak into the City“-Exkursionen im Marathon-Camp „Truth is concrete“ des steirischen Herbst zu Gast.

Das Gaststübentheater Gößnitz existiert seit dem Jahr 2000 und wechselt von Aufführung zu Aufführung in eine andere Örtlichkeit, vorwiegend in beschauliche Landgasthäuser. Zu den letzten Arbeiten gehören „Aus dem Leben Hödlmosers“ nach Reinhard P. Gruber (2007/2008) oder „Beim Woaz schöl'n“ (2011).

Tiz Schaffer lebt in Graz und ist Redakteur der Wochenzeitung Falter.

Verdächtige Beziehungen & prekäre Allianzen (6): Produkt & Konsument

TANGO

Produzent und Konsument stehen miteinander in einer sehr komplizierten Beziehung, ob sie wollen oder nicht. Sie tanzen zwangsläufig einen Tango auf dem Marktplatz, will der Produzent nicht im Elfenbeinturm und der Konsument nicht in der Thoreau'schen (Kaczynski'schen?) Waldhütte verkommen. Dauernd sind Projektionen am Werk, der Konsument projiziert auf das begehrte Produkt oder auf den vermeintlichen Produzenten. Der Produzent projiziert auf den Konsumenten, auf seinen Status oder sein Geld. Jeder will von seinem Gegenüber etwas, das der Andere nur so teuer wie möglich verkaufen will. Es ist ein Ringen um Aufmerksamkeit, Macht und Begehren, ein Kampf um Gewohnheiten und Lebensentwürfe.

Welche Formen nimmt dieses Ringen an? Da wäre zum Beispiel die leidenschaftliche Beziehung. In ihr verbeißen sich Konsument und Produzent ineinander, pokern um das Maximum an Liebe, Macht und Geld, ohne ihre Rolle aufzugeben. Das kann bis zur SM-Beziehung gehen, in der man sich gegenseitig demütigt und daraus den höchstmöglichen Gewinn zieht. Sehr anstrengend kann auch die platonische Beziehung sein, das Objekt der Begierde wird hundertmal vorgezeigt, bewundert, hervorgekramt, geprüft, aber es kommt nie zum Touchdown. Etwas entspannter ist da die Kameradschaft. Diese Beziehung hat man zu seiner Regenhaut, seinem Schirm, seinem Staubsauger, pragmatischen Produkten, die man herstellt und gebraucht, aber nicht begehrt. Mehr auf der Seite des Vergnügens ist das Techtelmechtel, man probiert mal das, mal das, ein kurzer Kick, schnell und billig, und auf zum nächsten.

Wer genug vom Tango hat, sieht die Lösung vielleicht in der Internetbeziehung. Freier und Gefreiter werden in klare Kategorien eingeteilt und algorithmisch vermittelt. Du klickst dich von Klischee zu Klischee, alles Fremde ist passé. Gibt es denn gar keine Emanzipation? Doch. Produzent werden, alle. Vielleicht bereichern wir so den Marktplatz zumindest um einige Tanzfiguren.

Lisa D. lebt als Modedesignerin in Berlin und betreibt von ihrem Atelier in den Hackeschen Höfen aus die Labels Lisa D Fashion, Global Concern sowie die Abwicklung des Labels „Boat People™“. Im Festivalzentrum des steirischen Herbst wird sie mit ihrer Veränderungswerkstatt „Die Dinge in die Hand nehmen“.

